



---

# Stoffwechselfpolitik

---

Arbeit, Natur und  
die Zukunft des Planeten

---

Simon Schaupp  
edition suhrkamp

---

SV

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp



Simon Schaupp

# Stoffwechselfpolitik

Arbeit, Natur und die Zukunft des Planeten

Suhrkamp



Erste Auflage 2024  
edition suhrkamp  
Sonderdruck  
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024  
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach einem Konzept  
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-02986-2

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Inhalt

Einleitung . . . . .	9
1. Ökologische Arbeit . . . . .	29
2. Differenzielle Nutzbarmachung und die Durchsetzung der Industriearbeit . . . . .	55
3. Kohle und die Institutionalisierung der Stoffwechselfolitik	107
4. Fleischfabriken und reaktive Expansion . . . . .	149
5. Autoarbeit und der fossile Klassenkompromiss . . . . .	195
6. Die Nutzbarmachung der Körper . . . . .	231
7. Steuerungskräfte: Wissenschaft als Teil des gesellschaftlichen Stoffwechsels . . . . .	253
8. Steuerungsverhältnisse: Finanzialisierung und Beton . . . . .	293
9. Politiken der Nutzlosigkeit . . . . .	331
<i>Anmerkungen</i> . . . . .	365
<i>Literatur</i> . . . . .	397
<i>Dank</i> . . . . .	419



*Für Ravi*



# Einleitung

Es ist noch dunkel, als am frühen Morgen des 1. November 2022 rund hundert Bauarbeiter mit Gewerkschaftsfahnen das Gelände stürmen, auf dem in Aarau das neue Kantonsspital errichtet wird. Sie durchbrechen die Absperrungen, ziehen durch alle Ecken des Areals und fordern die Beschäftigten auf, die Arbeit niederzulegen. Danach fahren sie nach Basel, wo sie auf über tausend weitere Kollegen treffen, von denen viele von ähnlichen Aktionen kommen. Gemeinsam protestieren sie gegen einen Vorstoß der Arbeitgeber, die auf Schweizer Baustellen den Zwölfstundentag und die 58-Stunden-Woche ermöglichen wollen. Die Unternehmen erklären, infolge des Klimawandels habe die Branche zunehmend mit Unsicherheiten zu kämpfen. Insbesondere würden die Projekte immer häufiger durch Extremwetter wie Hitzewellen oder Stürme unterbrochen. Das erfordere eine flexiblere Organisation und vor allem eine Ausweitung der Arbeitszeit an den Tagen, an denen die Baustellen normal betrieben werden können. Der Konflikt dreht sich also darum, wie das Gewerbe auf die Auswirkungen der Erderwärmung reagieren soll. Aus Sicht der Unternehmen sollen die Beschäftigten die Kosten für die Krise tragen, indem sie flexibler und länger arbeiten. Die Beschäftigten wiederum pochen darauf, dass ihnen an Tagen, an denen nicht gearbeitet werden kann, bezahlte Freistellungen zustehen. »Am Schluss geht es um die Frage, wer zahlt den Klimawandel bei uns auf dem Bau: wir oder die Meister«, stellt einer der Demonstrierenden trocken fest.

Solche Konflikte zeigen, dass die Erderwärmung und die breitere ökologische Krise<sup>1</sup> immense Auswirkungen auf die Arbeitswelt haben. Klimaschutzmaßnahmen spielen hier natürlich ebenfalls eine Rolle. Die Umstellung auf erneuerbare Energien beispielsweise bedeutet zunächst eine Deindustrialisierung: Arbeitsplätze in fossilen

Branchen wie der Kohleförderung und der herkömmlichen Automobilindustrie sollen aufgegeben und durch neue Jobs in Bereichen wie Elektromobilität oder im Dienstleistungssektor ersetzt werden.

Andersherum ist die Arbeitswelt eine der wichtigsten Ursachen der ökologischen Krise. So sind etwa die sechs Schweizer Zementwerke für über fünf Prozent der nationalen CO<sub>2</sub>-Emissionen verantwortlich. Weltweit verursacht die Zementproduktion mehr CO<sub>2</sub> als der Flugverkehr. In Deutschland entstehen zwei Drittel aller Emissionen in der Arbeitswelt. Aber auch die privat konsumierten Güter und Dienstleistungen, die das letzte Drittel ausmachen, müssen zuvor – durch Arbeit – hergestellt werden.

Über die weithin bekannten umweltschädlichen Auswirkungen der modernen Arbeitswelt hinaus ist das, was wir als »Natur« bezeichnen, wesentlich Produkt unserer Arbeit. Das gilt nicht nur für symmetrisch bepflanzte Parks, sondern auch für fast alle Wälder und Wiesen, die durch land- und forstwirtschaftliche Eingriffe gestaltet und erhalten werden. Es gilt für die Ozeane und ihre Ökosysteme, die wir durch Fischerei, Abfallentsorgung und viele andere Prozesse in ihrer Zusammensetzung radikal verändert haben. Es gilt für all die Pflanzen und Tiere, deren Evolution wir durch Zucht der Verwertbarkeit angepasst oder deren Existenzbedingungen wir durch unsere Arbeit zerstört haben.

In diesem Sinne können wir von *ökologischer Arbeit* sprechen. Damit ist freilich keine »nachhaltige« Form der Arbeit gemeint, sondern ihr inhärenter Naturbezug und damit ihre umweltpolitische Zentralität. Bei vielen Tätigkeiten geht es unmittelbar um eine Transformation von Natur – nicht nur in der Landwirtschaft, sondern überall da, wo natürliche Rohstoffe verbraucht oder umgewandelt werden. Auch die Arbeit mit Menschen, etwa im Gesundheits- oder Bildungssystem, kann als eine Transformation des menschlichen Körpers und Geistes und damit im weiteren Sinne als eine Transformation von Natur verstanden werden. Sogar die scheinbar »immateriellen« Formen der digitalisierten Büroarbeit sind auf Naturstoffe

angewiesen, wie jüngst der Mangel an Halbleitern deutlich machte. Und schließlich können alle Menschen ihr Überleben nur mit natürlichen Ressourcen sichern. Beschäftigte greifen mit ihrem Einkommen auf diese Ressourcen zu, etwa beim Kauf von Lebensmitteln. Die Güter und Dienstleistungen, die in den Arbeitsprozess einfließen, verursachen ebenfalls Abfälle oder Emissionen, sowohl bei der Produktion als auch beim Verbrauch. Während ein Teil davon erneut in den Kreislauf von Produktion und Konsum eingespeist wird, wirkt der Rest als »Umweltverschmutzung« auf die Natur zurück. Das löst wiederum unintendierte Folgen aus, die dann Einfluss auf die Arbeitswelt haben. Besonders drastisch zeigt sich dies etwa, wenn die Coronapandemie die Weltwirtschaft lahmlegt oder wenn die Klimakrise kontinuierlich die biophysikalische Ebene der Produktion unterminiert. Arbeit kann dabei mit Karl Marx verstanden werden als der gesellschaftliche *Stoffwechsel* mit der Natur.<sup>2</sup> Arbeit und Natur stehen in einem Verhältnis unauflöslicher Wechselwirkungen zueinander. Damit wird die Arbeit zu einem zentralen Ort für die Entstehung der ökologischen Krise – und möglicherweise auch für ihre Überwindung.

Das ist ein im doppelten Wortsinne unmoderner Zugang zur ökologischen Krise. Natur gilt im modernen Denken als das Gegenteil von Arbeit. Natur, das ist unberührte grüne Landschaft. Natur ist dort, wo nichts gebaut wurde. Natur ist, wo wir hingehen, um uns von unserer Arbeit zu erholen.<sup>3</sup> Im zweiten Sinne unmodern ist der Zugang, weil er die Ursachen der ökologischen Krise nicht in der Sphäre des Konsums verortet, über die wir bei diesem Thema meist sprechen: Wir reden über die Abholzung von Regenwäldern infolge unserer Vorliebe für Fleisch oder für Süßigkeiten auf der Basis von Palmöl. Wir reden über die Umweltsiegel der Produkte in Bio- und Eine-Welt-Läden. Wir reden über die CO<sub>2</sub>-Emissionen unserer Autos und unserer Flüge. Auch die populären Metriken spiegeln die Gleichsetzung von Umweltzerstörung und Konsum wider: Der »ökologische Fußabdruck« rechnet jede Form der Umweltzerstö-

rung in individuelle Konsumakte um. Für jede Flächenversiegelung, jeden gerodeten Baum und jede Tonne CO<sub>2</sub> können mittels dieser Darstellung bestimmte Konsumentinnen verantwortlich gemacht werden.

Das hat entscheidende Vorteile, zeigen diese Metriken doch sehr anschaulich auf, wie ungleich die Verantwortung für die Umweltzerstörung ausfällt. Dem »ökologischen Fußabdruck« etwa liegt die Maßeinheit des »globalen Hektars« zugrunde. Ausgangspunkt ist die natürliche Biokapazität der Erde, also ihre Fähigkeit, biologisch nutzbringendes Material hervorzubringen und von Menschen produzierten Abfall aufzunehmen. Diese Kapazität umfasst Produktionsflächen wie Acker- und Weideland, Fischgründe, bebautes Terrain, aber auch Wälder oder Moore, die CO<sub>2</sub>-Emissionen binden. In Deutschland liegt der durchschnittliche Flächenverbrauch pro Kopf bei knapp fünf globalen Hektar, in Eritrea bei 0,4. Würden alle Menschen so leben wie die Deutschen, bräuchten wir drei Erden. Berechnungen auf Grundlage des CO<sub>2</sub>-Fußabdrucks zeigen, dass die zehn reichsten Prozent der Weltbevölkerung für die Hälfte der Emissionen verantwortlich sind. Solche Zahlen relativieren die Ansicht, dass »die Menschheit« die ökologische Krise verschuldet hat, und unterstreichen, dass sich die Verantwortung auf eine vergleichsweise kleine Gruppe konzentriert. Die Berechnungen machen außerdem sichtbar, dass ein kleiner ökologischer Fußabdruck nur wenig mit dem zu tun hat, was wir uns üblicherweise unter einem nachhaltigen Lebensstil vorstellen. So würde uns der Lebenswandel einer Person, die sich kein Auto leisten kann und sich mit anderen eine kleine Wohnung teilt, nicht unbedingt als besonders nachhaltig auffallen. Dabei sind es genau diese Faktoren – und nicht etwa der Kauf biozertifizierter Kleidung –, die den Abdruck klein halten.

Allerdings verstellt die enge Verknüpfung von Umweltzerstörung und Konsum auch den Blick auf einige überaus wichtige Aspekte. Tatsächlich stammt der Großteil des Treibhausgas-Ausstoßes nicht von Privathaushalten, sondern von Unternehmen – und zwar von

überraschend wenigen: 100 Unternehmen sind für 71 Prozent der Emissionen seit 1988 verantwortlich.<sup>4</sup> In Bezug auf Einzelpersonen hat der französische Ökonom Lucas Chancel herausgearbeitet, dass 70 Prozent der Emissionen des reichsten Prozents der Menschheit ihren Ursprung in den Investitionen und nicht im Konsum dieser Reichen haben.<sup>5</sup> Bei seinen Berechnungen geht Chancel davon aus, dass Personen nicht nur für das CO<sub>2</sub> verantwortlich gemacht werden können, das etwa dem Auspuff ihrer Autos entweicht, sondern auch für jenes, das aus den Schloten von Kohlekraftwerken strömt, die sie mit ihren Investitionen finanzieren.

Diese Überlegung zeigt, dass wir neben dem Konsum auch die Macht über ökonomische Entscheidungen mit einbeziehen sollten, wenn wir über ökologische Verantwortung nachdenken. Alle Waren sind, bevor wir sie kaufen können, bereits durch sehr viele Hände gegangen. An jeder dieser Stationen werden umweltrelevante Entscheidungen getroffen, von denen die zum Konsum nur die allerletzte ist. Bevor beispielsweise das Benzin in unseren Pkws landet, entscheiden Geologinnen über die Erschließung von Ölvorkommen, entscheiden Bohrinzel- und Pipeline-Firmen über den Auf- und Ausbau von Infrastrukturen, entscheiden Regierungen über Fördermengen, Unternehmensvorstände über Raffinerietechniken, Tankstellenbetreiberinnen über Preise und so weiter. Die Auswahl, die wir an der Zapfsäule oder im Supermarkt haben, wird also durch eine lange Kette von Vorentscheidungen beschränkt.<sup>6</sup>

Wenn wir diese Dimension der Macht im Produktionsprozess berücksichtigen, müssen wir sogar noch über den in Chancels Berechnungen implizierten eigentumsbasierten Verantwortungsbegriff hinausgehen. Umweltrelevante Entscheidungen werden in Unternehmen schließlich nicht nur – und vielleicht nicht einmal in erster Linie – von Kapitaleignerinnen gefällt, weshalb wir auch die Manager einbeziehen müssen, die für die strategischen Planungen zuständig sind. In Chancels Variante würden die Entscheidungen einer angestellten Führungskraft nicht in ihren ökologischen Fußabdruck einfließen.

Der Manager eines globalen Ölkonzerns, der mit dem Fahrrad zur Arbeit fährt und nicht in den Urlaub fliegt, würde also sehr gut wegkommen, selbst wenn er täglich den Ausbau der fossilen Infrastruktur vorantreibt.

Während Manager eine besonders exponierte Verantwortungsposition innehaben, sind jedoch stets die Arbeitenden die primären Akteure der Transformation von Energie und Materie. Es ist vor allem die Arbeit, die unsere Umwelt, zum Guten wie zum Schlechten, hervorbringt. Wenn wir die Ursachen der ökologischen Krise verstehen wollen, müssen wir deshalb die Arbeitswelt, die dem Konsum stets *vorgelagert* ist, ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit rücken. Das ist der Grund, warum Arbeit in diesem Buch nicht nur als Prozess der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen auftaucht. Vielmehr wird sie als ein Feld mehr oder weniger konfliktreicher *politischer Aushandlungen* gefasst. Solche Aushandlungen finden nicht nur zwischen politischen Akteuren wie Ministern, Gewerkschafterinnen und Vertretern von Unternehmerverbänden statt, sondern auch im Arbeitsprozess selbst.

### *Stoffwechselfolitik*

Eine solche politische Perspektive auf die Arbeit bietet etwa das von Soziologen wie Michael Burawoy entwickelte Konzept der Produktionspolitik.<sup>7</sup> Diesem Ansatz verpflichtete Analysen verstehen die Arbeitswelt als das Resultat politischer Aushandlungen sowohl innerhalb der Unternehmen als auch auf der Ebene der institutionellen Regulation. Die ökologische Krise ist zu einem großen Teil das Ergebnis produktionspolitischer Entscheidungen. Dennoch wirkt sie sich auf alle Sphären des menschlichen Zusammenlebens aus – und trifft diejenigen am härtesten, die am wenigsten für sie verantwortlich sind. Umgekehrt haben die meisten Versuche, die ökologische Krise zu regulieren, ihren Ausgangspunkt nicht im Bereich der Pro-

duktionspolitik, berühren aber dennoch deren Kernfragen wie die Kaufkraft der Beschäftigten oder die Verfügbarkeit von Industriearbeitsplätzen.

Allerdings spielt in Analysen der Produktionspolitik Natur bislang quasi keine Rolle. Stattdessen wird von einem klar abgegrenzten System der industriellen Beziehungen ausgegangen, in dem institutionalisierte Akteure wie Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände und Ministerien nach festgelegten Regeln über Löhne, Arbeitszeiten und Schutzvorschriften verhandeln. Natur kommt dabei maximal als »Kontext« vor. Spätestens in Zeiten der Klimakrise wird ein solches Verständnis problematisch. Die Krise entwickelt eine Dynamik, die, in den Worten von Naomi Klein, »alles verändert« und daher nicht angemessen als statischer Kontext behandelt werden kann.<sup>8</sup>

Wie wir im Laufe dieses Buches ausführlich sehen werden, nimmt die Natur diese prominente Rolle in der Produktionspolitik nicht erst seit der Coronapandemie oder der Zuspitzung des Klimawandels ein. Vielmehr ist sie von jeher auf allen Ebenen ein wichtiger Faktor, vom Arbeitsprozess über kollektive Verhandlungen bis hin zur Politik von Unternehmerverbänden und zu gesetzlichen Regelungen. Das Fehlen der Natur war also schon immer ein Fehler. Die sich verschärfende ökologische Krise macht eine Revision dieses Fehlers nur besonders dringlich.

Das bedeutet, dass Umweltfragen in Analysen der Produktionspolitik nicht mehr ignoriert werden können, da sie nun selbst Gegenstand der Aushandlungen sind. Daher ist es nicht länger möglich, die Produktionspolitik von der Umweltpolitik zu trennen, weshalb es angemessener erscheint, von *Stoffwechselfolitik* zu sprechen. Dieser Begriff verweist auf den Umstand, dass die Regulation der Arbeit und der Natur stets untrennbar miteinander verbunden sind. Unter Stoffwechselfolitik fallen demnach etwa Klimaschutzmaßnahmen, die Umstellungen in der Arbeitswelt nach sich ziehen, aber auch Produktivitätssteigerungen durch den Einsatz fossiler Energien, welche sich ihrerseits auf die natürliche Umwelt auswirken.

Die Stoffwechselfpolitik vollzieht sich nicht nur in den Arenen der politischen Regulation, sondern vor allem im Arbeitsprozess selbst, bei dem es in erster Linie um eine *Nutzbarmachung* der Natur geht: Böden werden in Äcker verwandelt, Pflanzen und Tiere zu höheren Erträgen gezüchtet, Flüsse kanalisiert und die natürliche Energie von Wind, Wasser oder Kohle so eingefangen, dass unsere Arbeit erleichtert wird. Dieser Prozess der Nutzbarmachung ist heute so weit vorangeschritten, dass uns die Natur in ihrer Gesamtheit als eine Ansammlung von »Ökosystemdienstleistungen« erscheint. In vielen Fällen bedeutet diese Subsumption der Natur unter die Prämissen der Arbeit jedoch eine *Vernutzung*. Spätestens seit CO<sub>2</sub>-Emissionen inhärenter Bestandteil unserer Produktionsweise geworden sind, betrifft diese Vernutzung selbst die entlegensten Ökosysteme des Planeten. Der prominente Umweltaktivist Bill McKibben hat deshalb bereits 1989 das »Ende der Natur« verkündet.<sup>9</sup>

Damit setzt McKibben die Veränderung der Natur mit deren Eliminierung gleich. Tatsächlich ist die Natur jedoch nicht nur passives Objekt der Stoffwechselfpolitik. Das zeigt sich in ökologischen Krisen besonders deutlich. Die Abholzung von Wäldern und die industrielle Tierhaltung sind beispielsweise zu wichtigen Faktoren in der Evolution von Bakterien und Viren geworden. Dadurch haben sie wohl zur Entstehung des Coronavirus beigetragen, das wiederum die Arbeitswelt maßgeblich verändert hat. Aber auch jenseits solcher Katastrophen haben alltägliche Naturprozesse, wie im Verlauf dieses Buchs ausführlich sichtbar werden wird, die Entwicklung der Arbeit wesentlich vorangetrieben. Wir können daher von einer *relativen Autonomie der Natur* in der Stoffwechselfpolitik ausgehen.

## Das Paradox der Nutzbarmachung

Paradoxerweise ist es gerade die zunehmende Nutzbarmachung der Natur, die deren Autonomie im Zuge ökologischer Krisen in den Vordergrund rückt. Klimawandel, Pandemien, Biodiversitätsverlust, Bodendegradation usw. sind Resultate der verschiedenen Strategien zur Nutzbarmachung der Natur und schränken ihrerseits die Nutzbarkeit der Natur drastisch ein. *Je stärker der Mensch die Natur im Laufe seiner Geschichte geprägt hat, desto intensiver wirkt die Natur auf sein Leben zurück.* In der so entstehenden »Risikogesellschaft« kann laut dem Soziologen Ulrich Beck »Natur nicht mehr ohne Gesellschaft, Gesellschaft nicht mehr ohne Natur begriffen werden«. <sup>10</sup>

In besonderem Maße gilt dies für die Arbeitswelt, da sie der Ort ist, an dem Natur nutzbar gemacht wird: Wie wir in den Kapiteln 3 und 5 ausführlich sehen werden, sind fossile Energieträger ein zentrales Mittel der Nutzbarmachung. Erst sie haben es ermöglicht, den gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur so weit zu beschleunigen, dass heute ein großer Teil der Welt in materiellem Überfluss lebt. Gleichzeitig ist das Verbrennen von Kohle und Erdöl bekanntlich die zentrale Ursache des Klimawandels. Dieser wiederum wird von uns gerade deshalb als existenzielle Krise erfahren, weil er *die Nutzbarkeit der Natur unterminiert*: Ackerland erodiert, Städte werden überflutet, Spezies, die für unser Überleben zentral sind, sterben aus. Neben diesen täglich in den Nachrichten verkündeten Auswirkungen auf die äußere Natur beeinträchtigt die Erderwärmung aber auch die Nutzbarkeit unserer Körper. Eine aktuelle Berechnung geht davon aus, dass sich die globale Arbeitsproduktivität bei einem Temperaturanstieg um drei Grad in Sektoren mit geringer Exposition um 18 Prozent und in Sektoren mit hoher Exposition um ca. 25 Prozent reduzieren wird. <sup>11</sup> Das heißt, es muss zwischen 18 und 25 Prozent *mehr* Arbeit geleistet werden, um dasselbe Ergebnis zu erzielen.

Das oben zitierte Beispiel der Bauarbeit veranschaulicht den Prozess auf einer konkreteren Ebene: Der für die Branche zentrale Werk-

stoff ist der Beton. Beton ermöglicht es, Gebäude nicht mehr nur aus hochwertigen Steinen oder aufwendig hergestellten Ziegeln zu errichten, sondern aus den in schier endlosen Mengen verfügbaren Grundstoffen Sand und Kies. Gleichzeitig ist die Betonproduktion jedoch eine der wichtigsten Quellen von CO<sub>2</sub>-Emissionen und trägt damit wesentlich zum Klimawandel bei (siehe Kapitel 8). Dieser wiederum hat bereits jetzt massive Auswirkungen auf die Branche: Bauarbeiter gehören neben Landwirtinnen zu den Berufsgruppen, die bei ihrer Tätigkeit am stärksten von der Erderwärmung betroffen sind; infolge von Hitzestress sinkt ihre Produktivität deutlich. Zusätzlich erschweren häufige Extremwetterereignisse die Planbarkeit der Projekte. Darauf reagieren die Unternehmen, wie wir oben gesehen haben, mit einer Ausweitung der Arbeitszeit. Genau darin besteht das *Paradox der Nutzbarmachung*: Je weiter die Nutzbarmachung von Arbeit und Natur voranschreitet, desto mehr gesellschaftliche Arbeit muss in diese Nutzbarmachung investiert werden.

Die Autonomie der Natur hat also nicht unbedingt einen emanzipativen Charakter: Sie manifestiert sich vor allem in Naturkatastrophen, die immenses menschliches Leid verursachen und nur aus einer dezidiert misanthropen Haltung heraus als ökologische Hoffnung interpretiert werden können. Die transformative Handlungsfähigkeit verbleibt demnach beim Menschen. Im Kontext dieses Buches ist dabei freilich besonders relevant, unter welchen Bedingungen Menschen bei der Arbeit eine solche transformative Handlungsfähigkeit entwickeln können.

In ihrer Praxis eignen sich Arbeitende ein spezifisches Wissen über die Autonomie der Natur an. Dabei handelt es sich weniger um ein abstrakt-wissenschaftliches als vielmehr um ein verkörpertes Erfahrungswissen. Notwendig ist dieses Wissen erstens, um Naturrisiken, etwa gefährliches Terrain oder bedrohliches Wetter, frühzeitig zu erkennen. Zweitens ist Wissen über die Autonomie der Natur funktionale Voraussetzung dafür, den Arbeitsprozess effektiv ausführen zu können. Drittens kann dieses Umweltwissen aber auch

ein wichtiger Bestandteil politischer Praktiken sein, die durch Naturprozesse verstärkt oder überhaupt erst ermöglicht werden. Im Laufe dieses Buches wird es etwa um afrikanische Sklavinnen und Sklaven in der Karibik gehen, die sich ihre Kenntnisse über von Moskitos übertragene Krankheiten bei Aufständen zunutze machten. Es wird um Arbeiter in den Schlachtfabriken von Chicago gehen, deren spontane Kurzstreiks nur deshalb Wirkung erzielten, weil sich geschlachtete Tierkadaver aufstauten, so dass das Fleisch innerhalb kurzer Zeit verfaulte – was wiederum massive ökonomische Schäden bedeutete. Vor diesem Hintergrund kann von einem *ökologischen Eigensinn* der Arbeitenden gesprochen werden. Die Autonomie der Natur und die Autonomie der Arbeit stehen in einem engen Zusammenhang.

Im Zuge der ökologischen Krise richtet sich dieser Eigensinn teilweise auch gegen die destruktive Organisation der Arbeit selbst. So werden wir in Kapitel 6 nachverfolgen, wie sich kanadische Pflegerinnen während der Coronapandemie für die Rekommunalisierung der Gesundheitsversorgung einsetzten. Nachdem die Einrichtungen privatisiert worden waren, hatten sich nicht nur die Arbeitsbedingungen verschlechtert, die einzelnen Beschäftigten wurden nun auch häufig in mehreren Heimen oder Krankenhäusern eingesetzt. Dadurch stieg nicht nur für sie selbst das Infektionsrisiko, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie das Virus zwischen den Einrichtungen verbreiteten. Der erfolgreiche Kampf für eine Rekommunalisierung trug zu einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen *und* zur Eindämmung der Pandemie bei. Den Möglichkeiten und Grenzen eines solchen transformativen ökologischen Eigensinns nachzugehen ist ein zentrales Anliegen dieses Buches.